

*Sammelrezension Medienanthropologie*

**Lorenz Engell, Frank Hartmann, Christiane Voss (Hg.): Körper des Denkens. Neue Positionen der Medienphilosophie**

München: Wilhelm Fink 2013 (Schriften des IKKM, Bd. 17), 325 S., ISBN 978-3-7705-5529-1, € 44,90

**Volker Friedrich: Massen, Medien, Menschen. Aspekte philosophischer Anthropologie im Zeitalter der Massenmedien**

Berlin: LIT 2012 (Technikphilosophie, Bd. 3), 104 S., ISBN 978-3-8258-4827-9, € 17,90

(zugl. Dissertation an der Universität Stuttgart 1997)

Wenn die umfangreiche Beitragssammlung der Ringvorlesung 2011 / 2012 an der Bauhaus-Universität Weimar laut Klappentext die „Materialabhängigkeit und Rolle der diversen Verkörperungen des Denkens“ diskutiert, so ist damit schon impliziert, dass Denken nicht allein ‚im‘ Menschen und dessen Hirn oder auch Geist stattfindet, ja nicht einmal notwendig und ausschließlich nur über das *anthropologicum* der Sprache operiere. Entsprechend, so die HerausgeberInnen, artikulierten sämtliche versammelten Beiträge „das Unbehagen an herkömmlichen schulphilosophischen Formen der Thematisierung anthropologischer Fragen“, welche „als scholastisch und anachronistisch in einer nach wie vor sprachfixierten und begriffsreflexiven Reflexion“ verhaftet blieben, die „von den materiellen, zeitgebundenen und (medien)technischen Bedingtheiten des sogenannten Denkens nichts weiß und *wissen will*“ (S.7). Genau diese Fehlstellen aber erschienen geeignet, das mögliche Feld

einer Medienphilosophie abzustecken, die gerade in ihrer Deanthropozentrierung auch den Menschen mit- und neu bedenken könnte: „In diesem Sinne fragt auch eine mediale Anthropologie nach der Verfertigung des Menschen in und durch Medien sowie nach Medienwelten als anthropogenen Habitaten.“ (S.8) Der so festgestellten Medienvergessenheit der philosophischen Anthropologie begegnen die Beitragenden (damit dem postulierten „dezidiert pluralistisch und [...] antimonolithisch“ verfassten Programm einer dennoch „spezifisch medienmaterialistische(n) Denkweise“ (S.8) folgend) je nach Gegenstand und Methodik auf recht unterschiedliche Weise.

Hinsichtlich des ‚blinden Flecks‘ der Entscheidbarkeit der Unterscheidbarkeit von Mensch und Maschine führt Dieter Mersch eine grundsätzliche Kritik des berühmt-berüchtigten Turing-Tests durch. Im Anschluss an Vilém Flussers Postulat der Technoimagination fragt Frank Hartmann nach einer spezifisch

medienphilosophischen „Ausdrucksmodalität“ (S.39) im Sinne einer „post-typografischen Erkenntnisform“ (S.43). Astrid Deuber-Mankowsky beleuchtet die „Geschichte des Verhältnisses von Philosophie und Medienwissenschaft“ anhand der Frage nach dem „Verhältnis von Psychotechniken und Medientechniken“, wie sie prominent von Friedrich Kittler gestellt wurde und durchaus in dieser Tradition für die weitere „Bildung einer Medienphilosophie“ (S.67) richtungweisend zu reformulieren sei. Eva Schürmann definiert Medien als „Verkörperungsbedingungen menschlicher Praxis“ und mithin „Medialität [...] als anthropologische Existenzbestimmung“ (S.75f.) und skizziert daraufhin eine „darstellungstheoretische Medienanthropologie“ jenseits der traditionellen Opposition von Subjekt und Objekt, indem „menschliches Subjektsein“ immer schon Medialität impliziere, insofern „der Mensch selbst (als) eine Relation“ zu denken sei (S.72f.). Philipp Stoellger geht es als „Inkarnationen des Denkens und Sprechens“ um „Medienkörper“ im Allgemeinen (S.91) und eine spezifische „Anthropomedialität“ (S.85) im Besonderen, nach welcher „die medialen Strategien der Formation des Menschen“ den Gegenstand einer „Anthropologie als Unterkapitel der Medienwissenschaft“ (S.92) ausmachten, wobei allerdings der Mensch als „*animal mediale*“ (S.94) zugleich aber auch verstanden werden muss als „etwas, das zwar stets medial verfasst ist, aber nicht in seiner Medialität aufgeht“ (S.107). Maria Muehle plädiert mit Bezug auf die Geschichtsphilosophie Robin

George Collingwoods und mit Bezug auf einige filmische und performance-künstlerische Fallbeispiele für eine „Medienphilosophie des *re-enactment*“ als „Möglichkeit einer Aktualisierung vergangener Ereignisse“ bzw. „Experimentalanordnung, innerhalb derer Vergangenes sich erneut, anders ereignet“ (S.121). Friedrich Balke diskutiert die medienphilosophische Relationierung von Maschine und Organismus in der cartesisch-spinozistischen Frage (und ihrer Wiederaufnahme durch Lyotard und Deleuze), „ob man ohne Körper denken kann“. Leander Scholz rekonstruiert eine ‚mediale Urszene‘ des leeren Blattes Papier in Hegels *Phänomenologie des Geistes* (Bamberg / Würzburg, 1807). Gunnar Schmidt beschreibt die in Tony Ourslers Installationsprojekten zwischen Erlebnis und Erkenntnis eröffneten „Denkräume“, innerhalb welcher eine ansonsten „kolonialisierende Medienkultur“ sich selbst befragbar macht und mithin „das Subjekt sich seiner selbst als medial existierendes gewiss“ werde (S.188). Manfred Fassler bietet das Konzept eines gewissermaßen infrastrukturell eingebetteten „medialen Selbst“ im Sinne eines „entwicklungsoffene[n] kognitive[n] Selbstbild[es] des lesenden, rechnenden, kommunizierenden Menschen“ als Möglichkeit an, den „unschlüssigen Gegensatz von Mensch und Technik verlassen zu können“ (S.202f.) und den Blick auf die „evolutionären Veränderungen der Medien-Mensch-Systeme“ (S.211) zu richten. Elisabeth von Samsonow fordert die medienwissenschaftlich-philosophische

„Selbstkorrektur“ einer „produktive(n) Gleichberechtigung der anthropologischen bzw. ontologischen und der technologischen Deutungen“ gerade auch gemeinhin als abseitig gehandelter frühmoderner Teilbereiche der Mediengeschichte (S.215), wie sie – wie etwa das hochinstruktive „Dispositiv Orchester“ (S.222) – als „Anthropo-Techno-Beziehung(en)“ (S.223) innerhalb bestimmter diskursiver und medienkultureller „Konstellationen“ zu erfassen wären.

Elena Esposito stellt als Spezifikum der Medialität im Web das Paradox der ausschließlichen Personalisierbarkeit nur unpersönlicher Kommunikation heraus, die weder massenweise noch individuell funktioniert: als jene emergente Form der Kommunikation als „Netzkommunikation“ nämlich, die realisiert wird, „wenn der Computer eingreift“ (S.242) und damit - über „eine neue Form von Intelligenz, basierend auf der Tatsache, dass Maschinen anders und nicht ähnlich wie die Menschen arbeiten“ (S.247) – „Kommunikationsäquivalente“ einführt, „die auf keinen Mitteilenden zurückgeführt werden können“ (S.250). Marie-Luise Angerer fragt – Mark B. Hansens These aufgreifend, „dass der Körper für die digitalen Umgebungen als fühlender zentraler ist denn als sehender“ (S.263) –, ob, „wenn die atmosphärischen Medientechnologien die Grenze zwischen Ich und Nicht-Ich auf eine Weise verwischen, dass das gefühlte Ich als ein anderes, als ein technisch induziertes, nicht mehr unterscheidbar ist“ (S.265), stattdessen

in einer „Subjektivität, die ohne Subjekt auskommt und sich stattdessen über [...] Empfindungen bestimmt“ (S.265), nicht das *timing of affect* als Moment der „Grenze zwischen Mensch [...] und Maschine“ (S.268) fungiere.

Anna Tuschling identifiziert in ihren Betrachtungen zu Metaphorik und Technik der Lücke (etwa derjenigen zwischen Gehirn und Bewusstsein oder Leib und Seele) selbige als nachgerade idealen Gegenstand der zumal ja in „Lückenwirtschaft“ (S.281) bestens erprobten Medienwissenschaft und -philosophie. Christiane Voss und Lorenz Engell schließlich betrachten Christian Marclays Videoinstallation *The Clock*, einmal aus affektlogischer, einmal aus agenturtheoretischer Perspektive, wobei *The Clock* dann einmal in seiner „ästhetischen Affizierung“ des Zuschauers als Vehikel einer „polymorph-affektive[n] Energie“ als „Produktionsmedium für ein Sinnanalogon“ (S.304), einmal in der Bewerkstelligung eines „Übergang[s] vom Objekt zur Handlung und von der Kausalität zur Intention“ (S.309) selber als Agent erscheint.

Dabei werden unter je verschiedenen Perspektiven (und bei auffällender Prominenz der Namen Georges Canguilhem und Gilbert Simondon in Text und Anmerkungen) eine Reihe medienphilosophischer Grundfragen formuliert: Was die Medienwissenschaften denn zur Frage ‚Was ist der Mensch?‘ überhaupt beitragen könnten (Stoellger, S. 91); wo denn eigentlich Denken stattdessen, was sein ‚natürliches‘ Millieu sei, wer seine privilegierten oder exklusiven Träger seien (Balke, S.138); inwiefern das Selbst

nur in seiner Medialität existent (Fassler, S. 192) und Geist selbst auf mediale Materialität verwiesen sei (Schürmann, S. 75); oder wie sich ganz grundsätzlich Sein und Technik zueinander verhielten (Samsonow, S.213). Dass dabei mit den denkbar unterschiedlichen Perspektivierungen und Kontextualisierungen mitunter auch recht unterschiedliche Konzeptionen des Mediums der Medienphilosophie verwendet werden, ist zwar auffällig und mag auch Anschlüsse und Kompatibilitäten untereinander erschweren, gehört zugleich wohl aber auch gewissermaßen mit zum Kerngeschäft, wenn zu den Grundaufgaben der Medienphilosophie genauso auch die „unausgesetzte[n] Arbeit an Begriffsbestimmungen des Mediums, der Medien und der Medialität“ (Engell, S.306) zählt.

Gegenüber diesen ebenso instruktiven wie wohl in der Tat richtungsweisenden neuen Positionen der Medienphilosophie kommt Volker Friedrichs thematisch ganz nahe Dissertationsschrift über *Aspekte philosophischer Anthropologie im Zeitalter der Massenmedien* mit 16 Jahren Zeitdifferenz in den Druck und, für diese Textsorte sicherlich eher ungewöhnlich, in Form eines schlanken Essays daher. Laut Geleitwort des Herausgebers Klaus Kornwachs sei der Text „so aktuell wie bei seiner Fertigstellung im Jahr 1997“ und zeige eben hierin „sein philosophisches Moment“ – als „eine von tagesaktueller Technikausprägung unabhängige Charakteristik dessen, was Menschen mit Medien machen und, vor allem, was die Medien aus den Menschen machen“ (S.5).

Ganz entsprechend versucht Friedrichs, „durch Erfassung [...] zeitgebundene[r] Bereiche des Daseins Erkenntnisse zu sammeln, die einen neuen Blick auf die zeitlosen Bereiche erlauben“ (S.39) – so könne man „die Frage nach einem ‚Wesen des Menschen‘ zwar stellen, nicht aber abschließend beantworten“ (S.33). Für die Eigenhistorizität von Friedrichs Arbeit ist dabei z.B. aufschlussreich, dass sie das Kino nicht (mehr) und den Computer (noch) nicht zu den Massenmedien zählt (S.17); diskurshistorisch ist darüber hinaus aber vor allem interessant, dass Friedrichs noch um den Nachweis bemüht ist, ob „Medien für philosophische Überlegungen überhaupt eine Rolle spielen können“ (S.10) und doch bereits schon die ausdrückliche Frage stellt, wovon die Rede sei, wenn von „Medienphilosophie“ gesprochen werde (S.15). Angesichts einer damals wie heute konstatierten „Medienvergessenheit“ (S.10) begreift sich Friedrichs Arbeit selber dann als „Vorstudien zu einer philosophischen Anthropologie im Zeitalter der Massenmedien“ bzw. als „Prolegomena zu einer philosophischen Medientheorie“ (S.22). Ihre Grundfrage ist, ob die „Tatsache, dass wir in einer von Massenmedien geprägten und stark beeinflussten, wenn nicht gar dominierten Welt leben, [...] eine neue Ethik und diese wiederum ein neues Menschenbild“ erfordere (S.20). Friedrichs untersucht dabei mit Walter Schulz die „dialektische Konstituierung“ der menschlich-medialen Lebenswelt nach den Kategorien von Zeiterfahrung, Sozialität und Subjektivität sowie den

„medienphänomenologischen“ Grundierungen des „Geredes“ (Heidegger) und der „Stimmung“ (Bollnow).

Das Fazit fällt dann so aus, dass unter massenmedialen Bedingungen (gegenüber welchem Vorher?) immer mehr von beiden Seiten einer Medaille wirksam wird: Komplexität wird gleichzeitig reduziert und gesteigert, die Zeit rast und steht still, die Aufmerksamkeit ist überall und nirgends, die medialen Prothesen weiten aus und amputieren gleichzeitig, das Subjekt wird ebenso gestärkt wie geschwächt. Bei einer leicht pessimistischen Grundhaltung („Zynismus“, „Werteverfall“, „Götzendienst im Kapitalismus“ (S.81) etc.) erscheint Friedrich als entscheidende Frage schließlich, „wie [...] wir die Medien zur Selbstformung nützen und in eine Lebenskunst integrieren [können]“ (S.66) – wozu nach allem doch die Möglichkeit besteht –, und die Antwort lautet: Durch den Erwerb von „Medienkompetenz“ natürlich (insofern eine „Medien-Askese“ (S.59) auch nicht praktikabel scheint), d.h. „das rechte Maß finden, Auswahl treffen lernen etc.“ – wie es bereits in der Antike üblich war (S.66) und dann in der Tat im Jahr 1997 genauso aktuell gewesen sein dürfte wie heute und in aller Zukunft.

Die Zusammenbetrachtung beider Bände zeigt eine deutliche Differenz eines früheren und eines späteren Zustandes Medienphilosophie (die, um einem Missverständnis von Stollers Formulierung vorzubeugen, sicher weder Anthropologie noch gar die Philosophie *tout court* als „Unter-

kapitel“ einer neuen ‚Superdisziplin‘ zu annekieren vorhat, sondern sich diesen Bereichen vielmehr aus einer originär neuen Perspektivierung heraus zuwendet): Während von Friedrichs doch gewissermaßen klassisch ‚philosophenphilosophisch‘ (Engell) fundiertem Essay über seine (sicherlich wohlverdiente!) diskurshistorische Einordnung hinaus wohl keine grundlegend neuen Impulse zu erwarten sind, so zeigt der neuere Sammelband eindrucksvoll, welche Eigenständigkeit, Ausdifferenziertheit und Fülle die auch interdisziplinär-institutionalisierte Medienphilosophie inzwischen erreicht hat, wie vielfältig ihre gegenstandsmäßigen, methodologischen und analytischen Möglichkeiten sind und welche Weiterentwicklungen in welche Richtungen noch zu erwarten sind.

Axel Roderich Werner  
(Bochum)